

Niemand muss immer alles können!

Ein Inklusionsmanifest

von Rainer Schmidt

Das Inhaltsverzeichnis zeigt die Struktur des gesamten Aufsatzes.

Der Text enthält nicht alle Ausschnitte.

1. Inklusion zwischen Revolution und Verharmlosung	2
2. Inklusion bedeutet	4
2.1 ... Sense of belonging	4
Inklusion ist wie eine Frikadelle	4
Menschen brauchen das Gefühl, dazuzugehören	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Gefühle motivieren Menschen, sich für andere einzusetzen.	Fehler! Textmarke nicht definiert.
2.2 ... zum Glück bin ich anders.....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
2.3 Grenzen der Inklusion!? Berechtigte Ausschlüsse & verschiedenes Maß an Teilhabe	4
Wenn jemand gegen uns ist	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Fähigkeiten als Voraussetzung fürs Dazugehören	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Unterschied von Staat und Privat	Fehler! Textmarke nicht definiert.
3. (M)ein Traum einer inklusiven Schule	Fehler! Textmarke nicht definiert.
3.1 „Was müssen wir tun?“ – die inklusivste Frage überhaupt	Fehler! Textmarke nicht definiert.
3.2 Alle gehören dazu	Fehler! Textmarke nicht definiert.
3.3 Alle lernen, aber nicht unbedingt dasselbe...	Fehler! Textmarke nicht definiert.
3.4 Die veränderte Rolle von Lehrenden und Lernenden....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
3.5 Mehr lernen, weniger bewerten.....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
4. Fazit	6

1. Inklusion zwischen Revolution und Verharmlosung

In der Inklusionsdebatte brauchen wir Idealismus und Pragmatismus. Immer wieder muss gefragt werden, ob sich die Idee von Inklusion auch wirklich realisieren lässt. Oder müssen wir sie vielleicht zähmen? Ist Inklusion wie Sozialismus: Super Idee, funktioniert aber nicht?

Ich persönlich glaube, es schwirren eine Menge Ideen umher, die inklusiv genannt werden, aber nicht inklusiv sind. Für manche ist Inklusion eine radikale Revolution, die die Gesellschaft tiefgreifend verändern wird, für andere nur ein schöner Aufkleber auf weiterhin ausgrenzende Strukturen.

1. Ich moderierte ein Podiumsgespräch mit einem Vertreter des Gehörlosenverbandes. Er forderte Gebärdensprache als Pflichtfach für die Grundschule. Inklusion sei erst dann verwirklicht, wenn alle Kommunikationsbarrieren abgebaut sind. Ich antwortete: „Gute Idee, ich befürchte nur, mein Wortschatz wird recht eingeschränkt bleiben“ und deutete auf meine fehlenden Hände. Wer diese Maximal-Forderungen ernst nimmt, wird weitere Forderungen erfüllen müssen: Autos müssen so konstruiert werden, dass auch blinde Menschen sie fahren können. Schulen müssen auch Menschen mit geistigen Behinderungen zum Abitur bringen. Wer die Messlatte für Teilhabe maximal hoch legt, sorgt am Ende dafür, dass Inklusion nur scheitern kann. Im Fortgang des Gespräches relativierte ich die Forderung und schlug vor, wenn alle gehörlosen Menschen bei Bedarf auf Gebärdendolmetscher zurückgreifen könnten, sei das für mich Inklusion.
2. „Natürlich darf ihr geistig behinderter Sohn unserer Grundschule besuchen. Wir schließen niemanden aus. Natürlich halten wir uns an die Behindertenrechtskonvention und „stellen sicher, dass Menschen mit Behinderungen nicht aufgrund von Behinderung vom allgemeinen Bildungssystem ausgeschlossen werden.“¹ Nur, wenn er nicht mitkommt, ist das sein Problem.“ Wenn Inklusion heißt, wir geben Menschen Rechte, aber wir gestalten die Schulen nicht inklusiv, dann ist das Scheitern der Inklusion ebenso vorprogrammiert. Oder wie Julian Rappaport trefflich formuliert hat: „Rechte zu haben, aber über keine Mittel und Leistungen zu verfügen, ist ein grausamer Scherz.“² Das Prinzip „Rechte ja, Veränderungen nein“

¹ Artikel 24.2 a) UN-BRK

² Julian Rappaport: *In praise of paradox. A social policy of empowerment over prevention*, in: *American Journal of Community Psychology*, Vol. 9 (1), 1981, 1-25

verstößt übrigens gegen die UN-BRK: „Um dieses Recht ohne Diskriminierung und auf der Grundlage der Chancengleichheit zu verwirklichen, gewährleisten die Vertragsstaaten ein inklusives Bildungssystem auf allen Ebenen“³

Auch die Behindertenszene verändert zuweilen nichts außer dem Etikett. Bei einer Veranstaltung kündigte eine Dame einen inklusiven Chor an. Auf der Bühne erschienen 25 Menschen aus einer Wohneinrichtung der Behindertenhilfe. Ich sprach die Dame nach dem Auftritt an: „Wieso nennen Sie diesen Chor inklusiv? Da singen doch nur Menschen mit Behinderungen mit.“ Antwort: „Ja, aber wir laden immer wieder Menschen ohne Behinderungen ein. Wir sind offen für alle.“ Darauf ich: „Das finde ich gut. Aber so lange in einem Frauenchor kein Mann singt ist das immer noch ein Frauenchor und kein gemischter.“

Wenn dieser Chor und diese Schule inklusiv sind, dann wäre Inklusion leicht umzusetzen. Wir sind einfach immer offen für Alle. Gleichzeitig behalten wir alle Separationen bei und verändern unsere Lebenswelten nicht. Faktisch wäre Inklusion dann aber gescheitert.

Es stellt sich also nach elf Jahren UN-BRK immer noch die Frage, was ist Inklusion und was nicht. Und ist es immer dasselbe oder je nach Kontext etwas anderes? Gibt es eine Grenze von Inklusion? Müssen wir sie zähmen, die Inklusion oder sollten wir sie radikaler denken, um unsere Gesellschaft zu verändern? Zu diesen Fragen werde ich meinen Senf hinzugeben.

Als Pfarrer beanspruche ich dabei natürlich ewige Weisheit und Wahrheit. Bescheiden möchte ich behaupten, dass mir ein Text mit bestechender Schärfe, wichtigen Argumenten, plausiblen Beispielen und ja, fasst möchte ich formulieren, ein Text mit Offenbarungscharakter gelungen ist. Als Kabarettist ahne ich aber, dass meine Gedanken eher spielerisch, manchmal karikierend, im besten Falle pointierend allenfalls eine Anregung für ihr eigenes Nachdenken sind. Aber das wäre doch auch schon was. Ich schätze, mein Aufsatz hat nicht das Zeug zu einem Inklusionsstärkungsgesetz, einer Regierungserklärung, ja womöglich nicht einmal zu einem Parteiprogramm. Ich nenne es trotzdem „Ein Inklusionsmanifest“.

³ Art. 24.1 UN BRK, Schattenübersetzung.

2. Inklusion bedeutet ...

2.1 ... Sense of belonging

Inklusion ist wie eine Frikadelle

In der UN-Behindertenrechtskonvention findet sich keine klare Begriffsbestimmung von Inklusion. Das könnte daran liegen, dass Inklusion zu aller erst kein Gesellschaftsmodell, kein Bildungsbegriff oder ein Konzept für Freizeitangebote ist, sondern schlicht ein englisches Hauptwort. Die Konvention benutzt übrigens ausschließlich das Wiewort „inclusive“. Es bedeutet soviel wie einschließlic, inbegriffen, alles/jeden umfassend, dazu gehörend.

Folgender kleiner Scherz umschreibt treffend, was die Eigenschaft inklusiv meint. Kommt ein Mann in eine Pommesbude: „Ich krieg ne Frikadelle mit Brötchen.“ Wirt: „Ist schon drin.“ Gast: „Dann möchte ich noch ein Brötchen.“ Wirt: „Ist auch schon drin.“

Kleiner Scherz, drei wichtige Aussagen: 1. In eine gute Frikadelle gehört ein Brötchen. 2. In einer Frikadelle verbinden sich mehrere sehr unterschiedliche Zutaten untrennbar. 3. Nicht jedem schmecken Frikadellen. Gleichzeitig stellt der Scherz mehrere wichtige Fragen: Gehört wirklich ein Brötchen in eine Frikadelle? Ist das Brötchen wesentlicher Bestandteil einer Frikadelle? Und was geschieht mit einer Frikadelle, die ausschließlich aus Hackfleisch besteht? Kein Brötchen, keine Eier, keine Zwiebeln, kein Salz! O. k., das Bild hinkt. Eine Frikadelle als Metapher für unsere Gesellschaft wird hoffentlich nicht nur Vegetarier*innen zum Kochen bringen. Und wenn schon eine Nahrungsmittelmetapher für Inklusion, dann wäre doch wohl ein Eintopf angemessener. Und doch stellt dieser kleine Scherz die alles entscheidenden Fragen: Wer gehört wozu? Ist Inklusion drin, wo Inklusion draufsteht? Welche Bilder, Metaphern, Vorstellungen haben und benutzen wir? Und schließlich, was ist das passende Rezept für Inklusion?

...

...

...

2.2 Grenzen der Inklusion!?

Berechtigte Ausschlüsse & verschiedenes Maß an Teilhabe

Ich hoffe, sie stolpern über meine Überschrift und womöglich ärgern Sie sich sogar darüber. Viele glühende Inklusionsbefürworter behaupten vehement, es gebe keine Grenze für Inklusion. Da stimme ich zu. Es gibt aber erstens, Grenzen fürs Dazugehören und zweitens,

gibt es innerhalb von Gruppen unterschiedliche Rollen, also ein verschiedenes Maß an Mitmachen. Es gibt dazugehören und nicht dazugehören und es gibt unterschiedliche Arten von dazugehören. Inklusion heißt nämlich weder, Ausgrenzung sei per se verboten, noch dass alle immer dasselbe tun müssen und im gleichen Maße teilhaben können.

Manchmal werden Menschen berechtigterweise aus Gruppen ausgegrenzt, beziehungsweise ihnen wird der Zugang zur Gruppe/Gesellschaft verwehrt. Ein Mörder wird viele Jahre ins Gefängnis gesteckt. Der Atheist und Kirchenhasser, der mit einem Baseballschläger in meinen Gottesdienst hereinspaziert und zielgerichtet den Altar ansteuert, bekommt Hausverbot. Demokratische Parteien führen Ausschlussverfahren durch, wenn ein Mitglied Naziparolen äußert und die Demokratie abschaffen will. Die Jazzband lehnt die Bewerbung des Ohnhänders als Pianist ab. Es gibt also gute Gründe, Mitmachen, Dabeisein und Teilhabe einzuschränken.

Neben Ausgrenzung/Ausschluss gibt es natürlich in jeder Gruppe ein unterschiedliches Maß an Teilhabe. Gruppen bilden nämlich automatisch Hierarchien und Spezialisierungen aus. Oft ist beides miteinander verknüpft. Der Tischtennisverein hat eine erste Vorsitzende, einen Kassenwart, Mannschaftsführer und Mitglieder, die einfach nur mitspielen. Sie alle gehören dazu. Inklusion heißt nicht, alle müssen immer dasselbe machen und können. Im Gegenteil. Ohne Spezialisierung und Hierarchisierung (Verteilung von Aufgaben und Verantwortlichkeiten) machen Gruppen oft keinen Sinn. Ein Fußballteam mit elf Torhütern würde der Idee der gleichberechtigten Teilhabe sehr gut entsprechen, aber nie gewinnen. Ob sie verlieren würden, hängt übrigens von der Leibesfülle der elf Torhüter ab. Wiegen alle 150 kg, kommt kein Ball mehr durch.

Ich möchte im Folgenden drei gute Gründe nennen, warum Mitmachen gänzlich ausgeschlossen wird, beziehungsweise zu je verschiedenen Arten des Mitmachens führt. Fragen Sie sich jetzt, warum ich Ausgrenzung und verschiedene Arten von Mitmachen in einen einzigen Unterpunkt abhandle? Aus zwei Gründen fasse ich beides zusammen: Erstens sind die Grenzen fließend. Meine Körperbehinderung hätte beim Völkerball sowohl zum Ausschluss führen können als auch zu der oben beschriebenen Ausnahmeregelung. Vor drei Jahrzehnten wäre Blindheit ein legitimer Ausschluss für den Beruf als Richter gewesen. Heute gibt es bereits einige blinde Richter. Die haben dann besondere technische Hilfsmittel und/oder Assistenz. Und zweitens ist offen, was überhaupt als Gruppe definiert wird. Beim Fußballerstligaspiel des BVB am Samstagnachmittag befinden sich elf Spieler in schwarz gelb auf dem Rasen. Zum Kader gehören weitere Spieler. Der Trainerstab gehört auch zum Team, hat aber eine andere Funktion. Techniker, Stadionsprecher, Platzwart werden alle vom BVB bezahlt, gehören aber nicht zum Team. Im Stadion sind noch jede Menge schwarz-gelb gekleidet Fans, also die BVB-Familie. Und nicht zu vergessen die Fans in rot-weiß, die den 1. FC Köln unterstützen. Sie alle

gehören zeitlich begrenzt und in unterschiedlichem Maß zu den Beteiligten der Fußballmatches Dortmund gegen Köln.

...

...

...

Zwischenfazit: Was Inklusion ist, hängt von der Art der Gruppe, meinen Fähigkeiten und dem Lebensraum ab. Je klarer das definierte Ziel einer Gruppe, je notwendiger das Vorliegen einer Fähigkeit, desto berechtigter die Ausgrenzung. Und je größer die staatliche Einflussmöglichkeit auf die Lebenswelt, desto unerlaubter die Ausgrenzung. Nun klingt mein Zwischenfazit so, als seien „Gruppe“, „Fähigkeiten“ und „staatliche geprägte Lebenswelt“ feststehende Größen. Das Gegenteil ist der Fall. Wer inklusiv denkt, wird Gruppen so gestalten wollen, dass sie mit möglichst wenigen Ausgrenzungen auskommt. Wer Inklusion will, wird Wege suchen, dass Menschen auch mitmachen können, wenn sie nicht alle scheinbar notwendigen Fähigkeiten besitzen. Wer inklusiv lebt, wird sich mit den unterschiedlichsten Menschen umgeben. Und damit komme ich zu meinem Lieblingsthema.

...

...

...

4. Fazit

Inklusion ist eine radikale Idee. Gemeinsam suchen wir nach Wegen, Mitmachen zu ermöglichen. Ausgrenzungen so sollen soweit möglich auf die unbedingt notwendigen reduziert werden. Treibende Kraft für inklusive Lebenswelten ist der Staat, der juristisch die Gleichberechtigung der Verschiedenen festgeschrieben hat. Und es sind die vielen Menschen, denen außergewöhnliche Typen am Herzen liegen. Und die Menschen, die im Fremden den Freund erkennen. Und die vielen Schulen, die für alle Kinder bestmögliche Lernräume schaffen. Schulen, die sich über Entwicklungen und Lernen freuen und nicht mehr gleiches Wissen von allen anstreben. Inklusion heißt, nicht jeder muss immer alles können, aber alle gehören dazu. Inklusion ist wie Theater: Jede und Jeder spielt eine andere Rolle und gemeinsam sind wir das Ensemble.